

Liebe im Wartesaal

Von Katja Schmidtke

Paul lebt im Wartesaal des Lebens. Irgendwo zwischen Mitte Zwanzig und Anfang Dreißig sind aus seinen Hoffnungen hoffnungslose Illusionen geworden.

Der Junge ist stehen geblieben. Im West-Berlin der 1980er Jahre möchte er sich von seiner Heimat in der Braunschweiger Provinz emanzipieren, wohnt jedoch allein im Kreuzberger Kiez und spekuliert ganz heim-

lich auf das Haus seiner Eltern in Braunschweig-Gliesmarode. Geschichtslehrer im Beamtenverhältnis will er werden, hat aber nur einen festen Platz auf der Warteliste für das Referendariat. Mit Maria verliebt er einen heißen, leidenschaftlichen Sommer in Malaga, er möchte mit ihr zusammen sein und teilt die Geliebte dennoch mit deren Gatten und Tochter. Ein Liebesabenteuer auf Berlins schöner Pfaueninsel schwebt ihm vor, stattdessen sinkt er

peinlich berührt in den schmutzig-grauen Sand am Grunewaldsee. Das Leben ist kein Wunschkonzert.

„Grunewaldsee“ ist der Titel, den Hans-Ulrich Treichel seinem neuen Roman gibt. Leicht kommt das Buch daher. Es ist witzig und ironisch geschrieben und schnell sind wir Leser eingetaucht in Pauls Gedankenwelt. Man könnte ja mal... Man hätte ja diesen und jenen Traum von seinem Leben... Und so schnell sind zehn Jahre

vergangen, die Mauer ist gefallen, Berlin keine geteilte Stadt mehr, aber Paul sitzt noch im Wartesaal des Lebens und draußen rauschen die Züge vorbei.

So flott es auch geschrieben sein mag, stimmt Treichels Buch dennoch traurig. Auch wenn die Handlung in den 1980er Jahren spielt, sind die Figuren und ihre Probleme noch immer aktuell. Das provisorische Leben, etwa durch befristete Arbeitsverträge, die Un-

sicherheit, den einen Weg zu gehen und hundert andere deswegen nicht zu beschreiten – all das kennen wir. Unser Paul jedenfalls bleibt sitzen im Wartesaal. Grunewaldsee statt Pfaueninsel. Kein Sonnenuntergang, dafür der Geruch von Hunde-Urin und das Rauschen der Berliner Stadtautobahn. Armer Paul.

Hans-Ulrich Treichel: „Grunewaldsee“. Suhrkamp Verlag. 237 S., 19,80 Euro

Zugespitzte Gedanken

Von Annerose Kirchner

Der Aphorismus, in Lexika als „Sinnspruch“ und „konzis formulierter Gedankensplitter“ bezeichnet, fristet seit Jahrhunderten als beständiges Gedankengewächs ein Nischendasein. In Zeitungsrubriken wie „Spruch des Lesers“ oder „Kunst-Stückchen“ taucht das „kleinste mögliche Ganze“ (Musil) gelegentlich auf, um pointiert nicht immer bequeme Wahrheiten an den Leser zu bringen.

Wer sich auf dem Laufenden halten und wissen möchte, was Autoren auf diesem Gebiet aus Papier bringen, sollte zur gerade in der Dresdner Edition Azur erschienenen Sammlung „Neue deutsche Aphorismen“ greifen. Genau 1308 Texte von 91 Autoren haben die Herausgeber, mit dem Metier bestens vertraut, ausgewählt. Für sie war als Quali-

tätsmerkmal nicht so die Neuartigkeit der kleinen Texte ausschlaggebend, sondern Unnachahmlichkeit und Eigensinn.

Der fundierte Band – mit feiner Einbandgestaltung durch Hinterwäldt Grafdesign Wurzbach – ist ein who is who der maßgeblichen, interessantesten Stimmen, angefangen von Wilhelm Schwöbel (1920-2008) bis zu Eva Annabelle Blume, Jahrgang 1981, neben Texten von Martin Walsler, Werner Schneyder und Elazar Benyoetz. Der aus Thüringen stammende Tobias Grüterich, geboren 1978, hat sich längst mit Aphorismen einen Namen gemacht. Von ihm eine Kostprobe: „Bloß weil man der Stärkere ist, muss man sich nicht alles gefallen lassen.“

Grüterich, Eilers, Blume (Hrsg.): „Neue deutsche Aphorismen“. Edition Azur. 188 S., 20 Euro

Der achtzehnte Brunetti

Von Angelika Bohn

In der einen Hälfte der aktuellen Krimis gibt es einen durchgeknallten Serienkiller, der diversen Profilen das Leben schwer macht. Die andere Hälfte gruppiert um einen, meist „kantigen“ Ermittler und gute alte „Wer war es?“-Fälle. Bei Donna Leon gibt es weder das eine noch das andere. Bei ihr bekommt es der Commissario immer mit den Verwerfungen eines immer gieriger und menschenverachtender agierenden Kapitalismus zu tun.

Der achtzehnte Fall macht da keine Ausnahme. Unrat, der sich in den Straßen von Neapel stapelte, tauchte in den Schlagzeilen auf. Ein Kollege Brunettis ist dem Müllskandal auf der Spur, als er in Venedig ermordet wird.

Kurz zuvor hatte er Brunetti um Amtshilfe gebeten, ihn aber durch einen Mangel an Offenheit verletzt. Zeitgleich lernt der Commissario eine attraktive Vene-

zianerin kennen, deren vom Schönheitschirurg verwestetes Gesicht, in Venedig Stadtgespräch ist. „La Superlifita“ wird sie genannt. Doch die belebte Frau fasziniert den Bücherfreund Brunetti. Und als sie wenig später mit einem Problem in seinem Büro erscheint, geht sie ihm zum Ärger von Paola nicht mehr aus dem Kopf. Auch unter den Reichen gibt es Opfer und Täter.

Wie in allen Brunettis ist Verlass auf Spannung, Pasta-Tipps und den unsäglichen Patta.

Donna Leon: „Schöner Schein“. Diogenes. 345 S., 21,90 Euro



Donna Leon



Für Matthew B. Crawford ist die Werkstatt eine Denkfabrik.

(Foto: Ullstein Buchverlage)

Philosoph in der Werkstatt

Matthew B. Crawford weiß aus eigener Erfahrung: „Ich schraube, also bin ich“

Von Annerose Kirchner

Sprichwörter wie „Handwerk hat goldenen Boden“ oder „Es ist kein Meister geboren – er muss gemacht werden“ sind dem Amerikaner Matthew B. Crawford garantiert vertraut. Doch über alte Handwerksweisheiten lässt sich der promovierte Philosoph und Motorradmechaniker in seinem ersten Buch „Ich schraube, also bin ich“ nicht aus. Im geht es allgemein um den Sinn manueller Arbeit.

Deren Vorzüge hat er schon früh entdeckt und war mit 14 Gehilfe bei einem Elektriker. Seitdem liegt ihm das Handtieren, und er kennt natürlich jeden Schraubenzieher, jede Zange und jeden Hammer in seiner Werkstatt in Richmond/Virginia.

Matthew B. Crawford ist einer der wenigen, der zwei anscheinend verschiedene Tätigkeiten unter einen Hut bringt. Er repariert Motorräder, macht also Tag für Tag einen dreckigen, anstrengenden Job im Blaumann, und lehrt er an der University of Virginia.

Die Entscheidung für diese

Doppelexistenz kam quasi über Nacht, weil ihn die Büroarbeit als Chef eines Think Tank – dort schrieb er Zusammenfassungen wissenschaftlicher Aufsätze – nicht mehr befriedigte. Um nicht in Lange-

Ich versuche, ein guter Motorradmechaniker zu sein.

Matthew B. Crawford

weile und Routine zu versinken, ließ er seinen gut bezahlten Berater-Job sausen und kündigte.

Die Dinge selbst in die Hand nehmen und mit einem konkreten Ziel das Leben gestalten, lautet das Motto des 1966 geborenen Autors, der zwanglos Theorie und Praxis in direkter Hand-Arbeit verbindet und genauso anregend und intelligent darüber schreibt. Crawford möchte „...für ein Ideal werben, das zeitlos ist, heute jedoch kaum noch Fürsprecher findet: für das handwerkliche Können und die darin zum Ausdruck kommende Einstellung zur von Menschen-

hand geschaffenen, dinglichen Welt.“

„Ich schraube, also bin ich“ gibt Einblicke in die Autobiografie eines Aussteigers, der eine Zukunft voraus sieht, „in der wir irgendwie die materielle Wirklichkeit hinter uns lassen und in eine reine Informationsökonomie hinübergleiten.“ Das fängt schon an mit dem Verschwinden der Werkzeuge, mit dem Blick in das Innere von Motoren und Geräten, die dem Laien bereits beim Kauf ein Wegwerfgefühl suggerieren, sollten die Teile nicht mehr funktionieren. Auch dieses Reparieren gebrauchter Dinge ist eine greifbare Arbeit, bei der das Denken kontra Unkenntnis gefragt ist. „Die Befriedigung, die der Möglichkeit entspringt, sich mit handwerklichem Können konkret in der Welt Geltung zu verschaffen, verleiht einem Menschen Ruhe und Gelassenheit“, analysiert der Philosoph.

Er kennt die Macken der computergestützten Diagnosesysteme bei defekten Motorrädern und Autos genau. Nachschlagen bei Fehlercodes in entsprechenden Wartungs-

Handbüchern bringt nichts, meint Crawford, denn auch damit wird der Mechaniker des „individuellen Urteilsvermögens“ beraubt. Stattdessen solle er mittels Serviceheft „die sichtbaren Tatsachen und seine Kenntnisse über Motorräder“ zu „einem kohärenten Verständnis“ verschmelzen.

Crawford ist überzeugt, dass nur produktive Arbeit Wohlstand schafft. Dabei stellt er die Frage, „wer von der Arbeit profitieren soll: die internationalistische Ordnung des abwesenden Kapitals oder ein Individuum, das persönliches Wissen besitzt?“ „Ich schraube, also bin ich“ liest sich als produktive Streitschrift an die Gesellschaft, als temperamentvolles Plädoyer für das Handwerk und als inspiratives Pendant zum kulturwissenschaftlichen Exkurs „Handwerk“ des US-amerikanischen Soziologen Richard Sennett.

Matthew B. Crawford: „Ich schraube, also bin ich. Vom Glück, etwas mit den eigenen Händen zu schaffen“. Aus d. Engl. v. Stephan Gebauer. Ullstein. 304 S., 16,95 Euro

Bücher der Woche

Ostthüringer Buchhandlungen präsentieren ihre Bestseller

Heute: Thalia Universitätsbuchhandlung Neue Mitte Jena

Belletristik

- Der Feind im Schatten**
Henning Mankell (Zsolnay)
- Das Spiel des Engels**
Carlos Ruiz Zafon (Fischer)
- Nein! Ich will keinen Seniorenteller**
Virginia Ironside (Goldmann)
- Der Geschmack von Apfelkernen**
Katharina Hagen (Kiepenheuer & Witsch)
- Julia**
Anne Fortier (Krüger)

Sachbuch

- Unser Jahrhundert**
Helmut Schmidt/Fritz Stern (Beck)
- Du sollst nicht lügen!**
Jürgen Schmieder (Bertelsmann)

Kinderbuch

- Bis(s) zum Abendrot**
Stephanie Meyer (Carlsen)
- Ich war's nicht!**
Greggs Tagebuch Bd. 4 (Baumhaus)
- Lustige Geschichten**
Wladimir G. Sutejew (Leiv)

Zeitlos gut

Schon in seiner Jugend besichtigte Felix Krull, der Sohn eines Sektfabrikanten, durch seinen Charme und die Kunst der Täuschung. Er ist ein Dieb, der gerne stiehlt und damit Frauen glücklich macht. Für diesen „Liebesdienst“ wird Felix Krull gern belohnt. Mit seinen vielseitigen Talenten gelingt dem Liftboy der gesellschaftliche Aufstieg.

Thomas Mann unterbrach die Arbeit an seinem dreiteiligen Schelmenroman „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ oft. Der erste Teil entstand 1910 bis 1913. Abgeschlossen wurde das Werk erst Mitte der 50er Jahre und erschien 1954, ein Jahr vor dem Tod des Nobelpreisträgers, mit dem Untertitel „Der Memoiren erster Teil“. **A. Kirchner**

Was liest...



Foto: Peter Hagen

...Claudia Kleinert, Wetterexpertin der ARD. „Kleine Lichter“, eine Liebesgeschichte von Roger Willemsen bezaubert durch ihre wunderbare Sprache und erstaunt, weil man von ihm eine solche Liebesgeschichte nicht erwartet. Im Moment lese ich „Ein Abschied“ von Philippe Besson. Ein poetischer Abschiedsbrief an die verlorene große Liebe. Louise, von ihrem Geliebten verlassen, nimmt der Leser mit auf die Reise durch Havana, New York und Venedig und durch ihren Schmerz. Auch hier kaum vorstellbar, dass ein Mann es geschrieben hat. Es gibt sie also doch die Romantiker. **Es fragte: Bernd Scheffel**

Bärenjagd

Von Annerose Kirchner

Seit er im Oderbruch Wölfen auf der Spur war, gilt Hannes Schreiber als „Mann für wilde Tiere“. Das Abenteuer ist Vergangenes, doch ruhiger wird es im Leben des engagierten Reporters nicht.

Vier Jahre nach dem Krimi „Schreiber und der Wolf“ schickt Werner Schmitz sein Alter Ego nach Rumänien. „Das Karpaten-Projekt“ ist der fünfte Roman des in Bochum beheimateten Autors. Anfüttern und abschließen hieß es einst unter Ceausescu. Nun ist die Jagd auf Braunbären ein lukratives Geschäft geworden. Und dann ist da noch das

Problem mit den Bären, die nachts in die großen Städte kommen und im Müll nach Fressbarem suchen. Schreiber begleitet Teddy, einen militärischen „Bärenflüsterer“. Als ein korrupter Oberförster ermordet wird, gerät Schreiber ins Visier der rumänischen Behörden.

Krimi

Schmitz, passionierter Weidmann, weiß genau worüber er schreibt. Sein neuer Roman ist bodenständig, authentisch, stilistisch ausgefeilt und packend bis zur letzten Seite – ein Krimi der Spitzenklasse.

Werner Schmitz: „Das Karpaten-Projekt“. Grafit Verlag. 259 S., 9,80 Euro

Zerstörte Freundschaft

Von Annerose Kirchner

1971 veröffentlichte Fred Uhlman (1901-1985) seine Erzählung „Der wiedergefundene Freund“. Sie ist eine autobiografisch geprägte Erinnerung an die Jugendjahre in seiner Heimatstadt Stuttgart und seine ungleiche Freundschaft zu Claus Schenk Graf von Stauffenberg.

„Der wiedergefundene Freund“ beginnt 1932 und erzählt, wie sich zwischen zwei 16-jährigen Gymnasiasten – dem aristokratisch geprägten Konradin und Hans, dem Sohn eines jüdischen Arztes – eine Freundschaft entwickelt, die allerdings

keine Zukunft besitzt. Uhlman, der 1933 nach Frankreich flüchtete und später in England als vielseitiger Maler und Autor hervortrat, erweist sich als exzellenter Erzähler und reflektiert tiefgründig über deutsche Geschichte, Politik und das Jugendtum.

Mit dem exzellenten Hans Korte fand sich die ideale Besetzung für die ungekürzte Lesung dieser bewegenden, eindringlichen Literatur – ein nachdenklich stimmendes Hörerlebnis.

Fred Uhlman: „Der wiedergefundene Freund“. Gelesen v. Hans Korte. Diogenes. 2 CD. 132 Min., 19,90 Euro

Kamel verfehlt

Von Ilona Berger

Was braucht der Mann, um zwei Wochen glücklich zu sein: einen Volvo Baujahr '92, ohne Navi und einen Freund.

Mit Tobias Zimmermann stürzten sich Comedian Bernhard Hoëcker und 87 weitere Teams in ein verrücktes Abenteuer: die Allgäu-Orient-Rallye. Fest standen das Ziel Amman, ein Kamel als Siegestrophäe und jede Menge Verbote: keine Autobahnen, keine Fähren, keine Mautstraßen benutzen. Den Paarhufer schnappte sich eine andere Mannschaft. Dafür hatte Hoëcker sein Laptop für seine Reisenotizen.



Bernhard Hoëcker

Die hält der Komiker in „Meilenweit für ein Kamel“ für die Nachwelt fest. Verrückt, witzig, und frech beschreibt er wechselseitig mit Zimmermann, wie sich die Mannschaft Kilometer um Kilometer – 6500 insgesamt – an den Bestimmungsort Amman heranschleicht. Beide Autoren nehmen die WLAN- und Funkprobleme in ihrem Fahrzeug sehr wichtig. Und die verderben öfters mal den Lese-Spaß, weil darüber zu

ausführlich geschwätzt wird.

Bernhard Hoëcker, Tobias Zimmermann: „Meilenweit für kein Kamel“, Rowohlt Taschenbuch, mit Abb. 349 S., 9,95 Euro

Circus Maximus

Von Annerose Kirchner

Acht Minuten und 20 Sekunden dauert die spektakulärste Filmszene im Hollywood-Klassiker „Ben Hur“: Auf Leben und Tod jagt Hauptdarsteller Charles Heston als Wagenlenker im nachgestellten römischen Circus Maximus ein Lipizzaner-Gespann durch die Ovalkurven.

Mit der römischen Wirklichkeit hat dieser Ausschnitt allerdings nicht zu tun. Das stellt der Historiker Karl-Wilhelm Weeber zu Beginn seines geschichtlichen Exkurses in das antike Rom klar. In „Circus Maximus“ erzählt er von jenen festlichen spectacula, die zur Unterhaltung der Massen dienten und gleichzeitig einen wichtigen Faktor zur Machticherung der römischen Kaiser darstellten.

Der Autor ist ein profunder Kenner dieser Epoche und erzählt sehr lebendig über die Atmosphäre im Circus Maximus, der für eine Viertelmillion Zu-

schaauer Platz bot. Bis an die Via Appia schallte das Tosen der Menge, wenn sie ihre Favoriten unter den Wagenlenkern, den „auriga“, anfeuerten.

Spannendes ist zu erfahren ist von den ersten Spielen, die bereits unter Stadtgründer Romulus stattfanden. Wagenlenker, die meist Sklaven waren, konnten Karriere machen und reich werden. Weeber berichtet von Ritualen, Unfällen und dem großen Wettschiff, erzählt von Siegern und Verlierern, aber auch von Kneipen, Garküchen und Billig-Bordelle, wo Damen dem interessanten Beruf der Lendenbalancierkünstlerin nachgingen.

Eine lehrreiche, unterhaltende Lektüre, die mit packenden Details das alte Rom in die Gegenwart rückt.

Karl-Wilhelm Weeber: „Circus Maximus. Wagenrennen im antiken Rom“. Reihe Geschichte erzählt. Primus Verlag. 144 S., mit Abb., 16,90 Euro